



dot:
books

SUSAN
SLOAN

Denn alle Sicherheit
ist trügerisch

ROMAN



SUSAN SLOAN

Denn alle Sicherheit
ist trügerisch

ROMAN

Über dieses Buch:

Seward Island ist eine Idylle, wie es sie heute kaum noch gibt – und doch nur einen Schritt vom Abgrund entfernt ... Als der engagierte junge Lehrer Jerry Frankel auf der vor Seattle gelegenen Insel seine neue Stelle antritt, fühlt er sich herzlich aufgenommen – bis eines Tages ein brutales Verbrechen die kleine Gemeinde erschüttert: Eine fünfzehnjährige Schülerin aus seiner Klasse wird ermordet. Innerhalb kürzester Zeit kippt die Stimmung auf Seward Island. Jeder fragt sich, ob der Mörder noch auf der Insel sein könnte, und einige beginnen sogar, ihre Nachbarn zu verdächtigen. So gerät auch Jerry unter Verdacht – der Neuankömmling, der Außenseiter, der hier nie richtig hingehört hat. Als die Polizei tatsächlich beginnt, gegen ihn zu ermittelt, droht die einst friedliche Stimmung auf der Insel endgültig in offenen Hass und hemmungslose Gewalt umzuschlagen ...

Book-Neuausgabe April 2021, August 2026
Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1998 unter dem
Originaltitel »An Isolated Incident« bei Warner Books, New York.
Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1998 by Susan Sloan
Copyright © der deutschen Erstausgabe 1998 Droemersch
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Titelbildgestaltung: Wildes Blut – Atelier für Gestaltung Stephanie
Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von
© shutterstock / Michal Balada / Anna Kraynova / Mihai Stanciu
eBook-Herstellung: dotbooks GmbH unter Verwendung von IGP (mk)

ISBN 978-3-96655-420-6

dotbooks ist ein Verlagslabel der dotbooks GmbH, einem Unternehmen
der Egmont-Gruppe. Egmont ist Dänemarks größter Medienkonzern
und gehört der Egmont-Stiftung, die jährlich Kinder aus schwierigen
Verhältnissen mit fast 13,4 Millionen Euro unterstützt:
www.egmont.com/support-children-and-young-people . Danke, dass Sie
mit dem Kauf dieses eBooks dazu beitragen!

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses
eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit gemäß §
31 des Urheberrechtsgesetzes ausschließlich ein Leserecht erworben
haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch –
nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten
zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie
der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und
kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl
geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin
oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie
sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de . Mit herzlichem
Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Susan Sloan

Denn alle Sicherheit ist
trügerisch
Roman

Aus dem Amerikanischen von Angela Stein

dotbooks.

*Für Jack Fields,
einen großartigen Lehrer,
der mich vor allem gelehrt hat,
über die Dinge, die ich weiß,
zu schreiben.*

Teil I DIE TAT

*Denn Mord,
hat er schon keine Zunge,
spricht*

William Shakespeare

KAPITEL 1

Der Tod kam ohne Vorwarnung. Sie sah das Messer in seiner Hand im Mondlicht, doch sie glaubte, er wolle ihr nur drohen. Dann zerfetzte es ihren Rock. Das dachte sie in jenem kurzen Moment, in dem sie noch denken konnte – daß ihr Rock zerrissen war. Sie begriff nicht, daß er ihr das Messer in den Leib gestoßen hatte.

Verblüfft blickte sie an sich herunter. Sie betastete die Stelle, an der das Messer sie berührt hatte, und spürte etwas Feuchtes und Klebriges. Ungläubig schaute sie auf.

Doch sie verstand noch immer nicht, was er im Sinn hatte, bis er wieder auf sie einstach und sie den starren, gnadenlosen Blick in seinen Augen sah. Nun begriff sie, und es erfüllte sie nacktes Grauen.

Ihr erster Impuls war natürlich, wegzulaufen. Doch das mußte er geahnt haben, denn er packte sie an den Haaren und hielt sie von sich weg. Dann spürte sie, wie das Messer zum dritten Mal zustieß, eine neue Wunde riß, und dann zum vierten, fünften und sechsten Mal. Danach konnte sie nicht mehr zählen.

Ihre Knie gaben nach, und ihr wurde schwindlig. Er hielt sie aufrecht und stach weiter auf sie ein. Ihr Kopf dröhnte, doch sie verstand deutlich seine Worte.

»Tut mir leid«, sagte er, und seine Stimme war so ausdruckslos wie seine Augen, »aber ich kann es nicht zulassen. Ich kann es nicht zulassen, daß du mein Leben zerstörst.«

Sie dachte an ihr eigenes kurzes Leben, an all die Dinge, die sie geplant hatte. Die Orte, an die sie reisen, die Menschen, denen sie begegnen wollte. Weit weg von hier,

in einem sonnigen, barmherzigen Land. Sie hatte ein guter Mensch sein und Gutes tun wollen. Es war so ungerecht

Die warme Flüssigkeit rann nun aus zu vielen Öffnungen. Sie wußte, daß sie verloren war. Alles Blut würde aus ihr herausströmen, und dann würde sie sterben. Doch sie wehrte sich nicht. Sie schien ihr Schicksal als Gottes Willen hinzunehmen.

Schon als kleines Mädchen hatte sie hingebungsvoll den Worten von Pater Paul gelauscht, wenn er in der Kirche von dem schöneren Leben im Jenseits sprach, das den Gläubigen verheißen war, von der Erlösung der Seele, von den Segnungen des Himmels. Er hatte immer so mitreißend gepredigt, und sie hatte ihm glauben wollen. Doch in ihren letzten Momenten fragte sie sich, wie der Tod denn wirklich sein würde.

Als sie einen weißglühenden Schmerz in der Brust spürte, wußte sie, daß ihr Herz aufgab. Sie nahm all ihre Kraft zusammen und schrie. Sie glaubte nicht, daß jemand sie hören und retten würde. Der Schrei war ihr einziger Widerspruch – ein grauenhafter Laut, um so entsetzlicher, weil nicht Schmerz seine Ursache war, sondern gemeiner Verrat.

KAPITEL 2

Der Nordwesten des Landes bewahrte sich den milden Sommer gern lange und sträubte sich nach Kräften gegen den schroffen Herbst. Manchmal vernahm man erst spät im Jahr das Knistern brennenden Laubs und das Pfeifen der kühlen Winde vom Meer; dann zog an frostigen Abenden der Duft von Holzfeuern heran, die langen Regen kamen, und das Licht wurde matt.

Auch in diesem Jahr waren die Nächte Mitte Oktober noch sternenklar und die Tage sonnig und mild, selbst wenn sie merklich kürzer wurden.

Am zweiten Sonntag des Monats fuhr Tom Hildress frühmorgens um halb sieben mit seinem Dodge-Pick-up durch die Einfahrt des Madrona Point Parks, bog nach rechts ab und steuerte auf den blauen Müllcontainer zu, der am Rande eines großen Schotterparkplatzes stand. Es war noch dunkel.

An diesem Wochenende konnte man auf Seward Island im Zuge des Herbstreinemachens seinen Sperrmüll loswerden, und zu diesem Zweck waren an mehreren Stellen auf der Halbinsel zusätzliche Container aufgestellt worden. Madrona Point, die dicht bewaldete Gegend an der Nordwestküste der Insel, war zwar der entlegenste Standpunkt, doch für die Hildresses war er der günstigste, da sie nur anderthalb Kilometer entfernt wohnten.

Tom hatte am Vortag die Garage entrümpelt und war so früh auf den Beinen, weil er noch zwei weitere Fuhren abladen wollte und seiner Frau versprochen hatte, daß er rechtzeitig fertig sein würde, um gewaschen und anständig angezogen mit der Familie in die Kirche zu gehen.

Er hielt drei Meter vor dem Container und stellte den Motor ab. »Du kletterst hoch, und ich reiche dir die Sachen rauf«, wies er den strohblonden neunjährigen Jungen an, der neben ihm saß. »Okay«, erwiderte Billy Hildress, sprang aus dem Wagen und hüpfte die behelfsmäßige Treppe an dem Container hoch. »Igitt«, sagte er und rümpfte die Nase, als er oben angelangt war. »Irgendwas stinkt hier gräßlich.«

Er spähte über den Rand des großen Behälters. Es wurde erst in einer Stunde richtig hell, doch die Dämmerung kündigte sich an, und er sah, daß der Container schon halb voll war. Er konnte alte Autoreifen, Kühlschränke, ein ramponiertes Sofa und zwei zusammengerollte Teppiche erkennen.

»Mann, Dad«, rief er, »ich glaube, mit dem Krempel hier könntest du ein ganzes Haus einrichten.«

Tom Hildress war dafür bekannt, daß er ein Händchen dafür hatte, im Sperrmüll Schätze zu entdecken und sie mit viel Liebe wieder zu altem Glanz zu erwecken. Der Weihnachtsbasar der Eagle-Rock-Methodisten-Kirche war dank seines Geschicks immer ein Riesenerfolg. Normalerweise wäre er sofort zu Billy hinaufgeklettert, um die ausrangierten Sachen zu begutachten.

»Keine Zeit«, entgegnete er seufzend und reichte dem Jungen einen Stapel zusammengelegter Kartons. »Mom hat klare Befehle erteilt.«

Billy ließ die Kartons in den Behälter fallen. Als er die nächste Ladung hineinwerfen wollte, erstarrte er plötzlich mitten in der Bewegung.

Der erste Stapel Kartons hatte den zusammengerollten Teppich gestreift. Der war aufgeklappt, und blonde Locken und eine Schulter hingen heraus, eine Schulter, die viel zu groß war für eine kaputte Puppe.

»Hör mal, Dad«, sagte Billy mit gepreßter Stimme, »ich glaub, hier oben ist jemand.«

»Wer soll denn das sein?« fragte Tom, der sich mit dem dritten Stoß Kartons befaßte.

»Ein Mensch«, antwortete der Neunjährige. »Ein richtiger Mensch.«

Tom blickte seinen Sohn stirnrunzelnd an. »Wie meinst du das? Sucht jemand im Müll nach Sachen?«

Billy schüttelte den Kopf. »Schau mal selbst«, sagte er und stieg langsam rückwärts die Treppe hinunter.

Tom zügelte seine Ungeduld, ging die Treppe hoch und sah in den Container. Sofort stieg ihm der Gestank in die Nase, der schon Billy aufgefallen war. Er betrachtete das Gerümpel und entdeckte schließlich den Teppich.

»O mein Gott«, keuchte er.

Er sprang in den Container und watete durch den Müll. Tom war ein großer, sportlicher Mann, doch er kam nur langsam vorwärts, und das Herz schlug ihm bis zum Hals. Als er sich dem Teppich näherte, sagte er sich, daß es schließlich auch lebensgroße Puppen gab, doch der Gestank wurde immer schlimmer, und er wußte ebenso gut wie Billy, daß er eine Leiche finden würde.

Als erstes sah er das Blut. Der Teppich war förmlich durchtränkt davon. Dann nahm er das Mädchen wahr. Sie war jung, ein Teenager noch. Tom wurde schlagartig übel, und er wandte sich ab und erbrach sich heftig.

»Was ist es, Dad?« rief Billy von unten.

»Bleib weg, Junge«, rief Tom, sobald er wieder Luft bekam. »Warte im Wagen auf mich. Ich komme sofort.«

Er schluckte mühsam, beugte sich vor und schlug den Teppich auf. Die Leiche rollte heraus. Fetzen von Jeansstoff, einem Rock vielleicht, klebten an der Haut; der Stoff mochte einmal blau gewesen sein, jetzt war er dunkelrot verfärbt. Auch das durchlöchernte T-Shirt war blutgetränkt.

Man mußte kein Fachmann sein, um zu erkennen, daß das Mädchen erstochen worden war. Tom glaubte beinahe, die besinnungslose Wut des Mörders zu spüren, und er fragte sich, wo auf Seward Island sich ein Wahnsinniger aufhalten mochte, der zu solch einer Tat imstande war.

Er beugte sich vor und zwang sich, eine der Wunden zu berühren. Das Blut war noch klebrig, und er schloß daraus, daß sie erst seit wenigen Stunden tot war. Er sah, daß sie eine Kette mit einem kleinen goldenen Kreuz trug. Er fühlte nach ihrem Puls am Hals und fand bestätigt, was er schon wußte: Das Mädchen war tot.

Ihm wurde wieder übel. Er wollte sie nicht anfassen und Spuren zerstören – er war in Gedanken schon mit seinem Anruf bei der Polizei beschäftigt. Doch dann atmete er noch ein paarmal tief durch und schob die blonden Locken beiseite.

Ein Auge starrte zu ihm empor, weit aufgerissen, glasig und so voller Grauen, daß Tom unwillkürlich zurückwich. Der Mund klaffte auf, verzerrt und grotesk, in stummer Anklage.

KAPITEL 3

Ginger Earley war als Dreijährige nach Seward Island gekommen. Am Tag nach ihrem dritten Geburtstag war ihre Familie von Pomeroy, einem Städtchen im Südosten des Bundesstaats Washington, auf die Insel gezogen, damit ihr Vater im Gericht von Puget County eine Stelle als Gerichtsdieners antreten konnte. Gingers Mutter war – entweder aus Unsicherheit oder aufgrund eines untrüglichen Instinkts – von Anfang an der Überzeugung gewesen, daß die Einheimischen sie insgeheim verachteten. Deshalb bemühte sie sich geradezu besessen darum, daß ihre Kinder die manierlichsten, saubersten, höflichsten und anständigsten der ganzen Insel waren.

Was die drei Jungen betraf, war ihr einigermaßen Erfolg beschieden, nicht so jedoch bei Ginger. Sie war das jüngste und eigensinnigste der vier Kinder und bereitete ihrer Mutter seit jeher Schwierigkeiten.

Schon als kleines Mädchen lehnte Ginger ihren eigentlichen Vornamen, Virginia, ab und reagierte nur auf den Kosenamen, den ihr Vater ihr gegeben hatte. Sie weigerte sich, Kleider und Lackschühchen zu tragen, und lief statt dessen barfuß und in Jeans herum. Sie schwänzte die Tanzstunde und ging zum Touchfootball-Spielen, und sie kletterte lieber auf Bäume, statt Klavier zu üben. Sie konnte nicht gepflegt Tee eingießen, verstand sich aber darauf, ein Pferd zu zähmen. Sie hielt es keine zehn Minuten bei den geschwätzigen Freundinnen ihrer Mutter aus, verbrachte jedoch Stunden in den Wäldern, wo Rehe und Backenhörnchen ihr aus der Hand fraßen.

Mit zwölf Jahren war Ginger bereits einen Meter fünfundsiebzig groß und überragte ihre Altersgenossen. Sie

hatte einen wilden roten Haarschopf, von dem ihre Mutter behauptete, er müsse von der väterlichen Familie ererbt sein, ein Gesicht voller Sommersprossen und große Augen, die braun, golden und grün zugleich schimmerten. Sie war keine Schönheit, wenngleich sie einmal jemand als »atemberaubend« bezeichnete, was sie später sehr amüsant fand, und sie war viel zu sportlich, um während ihrer Jugend das Interesse des anderen Geschlechts zu erwecken. Doch das schien ihr einerlei zu sein. Sie war das einzige Mädchen, das in der Fußball- wie in der Softballmannschaft der Schule zugelassen war, und sie behauptete sich in beiden Sportarten. Sie überrundete noch den Besten beim Drachensteigen, war die talentierteste Reiterin der Insel und schaffte drei Jahre nacheinander den Rekord im 500- und 1000-Meter-Lauf.

Irgendwann schlug ihre Mutter verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. »Dann sei eben eine wilde Range und blamiere uns«, schrie sie, als Ginger sechzehn wurde und lieber zum Basketball als ins Ballett gehen wollte.

»Mach *mir* keine Vorwürfe deswegen, wie ich hin«, gab der temperamentvolle Rotschopf zurück. »*Eure* Gene haben mich schließlich so werden lassen.« Damit war das Thema ein für allemal erledigt.

Ginger liebte Seward Island trotz der Vorbehalte ihrer Mutter. In ihrer Kindheit wohnten kaum viertausend Menschen auf diesem 55 Quadratkilometer großen Eiland mit seinen sanften Hügeln, lieblichen Tälern, dichten Wäldern und sandigen Stränden. Dort konnte man ungehindert umherschweifen. Ginger war unabhängig und eigenwillig. Ihren Freunden hielt sie die Treue, von Gleichaltrigen wurde sie bewundert, und einem gerechten Kampf ging sie nicht aus dem Wege. Sie war groß und kräftig und konnte die meisten Jungen ihres Alters

vertrimmen. Falls es ihr einmal nicht gelang, holte sie ihre großen Brüder, um ihren Standpunkt zu verdeutlichen.

Mit einer Geschichte erregte sie mächtig Aufsehen. Als der Nachbarssohn, ein Tunichtgut, die Katze der Earleys mit Benzin übergieß und anzündete, übergieß Ginger kurzerhand den Nachbarssohn mit Benzin und setzte ihn ebenfalls in Brand. Der Junge kam zwar mit dem Schrecken davon, doch die Sache sorgte für große Aufregung.

»Warum hast du ihn nicht einfach verhauen?« fragte Gingers Vater, ein gütiger, stattlicher Mann, verzweifelt, als die Eltern des Jungen drohten, Ginger zu verklagen.

»Weil er merken sollte, wie Mittens sich gefühlt hat, als er das mit ihr gemacht hat«, sagte sie. »Jetzt weiß er's, und ich wette, er tut's nie wieder.«

Die Polizei führte Ermittlungen durch. Die Bewohner der Insel waren sich uneins über das richtige Vorgehen. Nach einigem Hin und Her wurde die Sache fallengelassen.

Ginger gefiel es, als wilde Range zu gelten. Das hatte den Vorteil, daß man sie in Ruhe ließ und sie ihren Ehrgeiz mühelos kaschieren konnte. Sie wußte schon früh, daß sie sich nicht damit zufriedengeben wollte, so gut zu sein wie ihre Brüder – um so ernst genommen zu werden wie sie, mußte sie sie überrunden. Sie war das intelligenteste der vier Kinder und der Liebling ihres Vaters, doch wenn er etwas Wichtiges besprechen wollte, wandte er sich an ihre Brüder. Deren Standpunkte und Ansichten interessierten ihn, nicht die seiner Tochter. Ginger ärgerte sich darüber, doch auch sie selbst suchte mit ihren Problemen und Fragen den Rat des Vaters, nicht den der Mutter. Sie kam zu dem Schluß, daß es ihr gelingen mußte, von Männern als ebenbürtig anerkannt und dennoch als Frau geachtet zu werden.

Als sie mit Bravour ihren High-School-Abschluß machte, erwarteten Freunde und Familie, daß sie studieren würde,

um Tierärztin oder Anwältin zu werden. Sie verblüffte alle.

Sie entschied sich nicht aufgrund ihres burschikosen Wesens dafür, auf die Polizeiakademie zu gehen und Polizistin zu werden, sondern weil sie aufrecht und klug war, einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn hatte und darauf hoffte, dort gleichberechtigt behandelt zu werden. Und weil sie stolz auf ihren Vater war, der dem Staate diente.

»Sag mir, was du davon hältst, Dad«, sagte sie. »Ganz ehrlich.«

»Ich glaube, daß du alles schaffen kannst, was du dir vornimmst«, antwortete Jack Earley, weil er seiner Tochter zum einen nichts ausschlagen konnte, zum anderen aber keiner seiner Söhne sich für seine Laufbahn entschieden hatte. »Aber wenn du zur Polizei gehst – tja, ich wüßte nichts, worauf ich stolzer wäre.«

»Ich dachte, du wolltest Anwältin werden«, sagte ihre Mutter, die Wert darauf gelegt hätte, einen Akademiker in der Familie zu haben. Ihre drei Jungen hatten sich alle gut entwickelt, doch der eine war zur Marine gegangen, der zweite arbeitete für Boeing, und der dritte hatte mit zwanzig schon Frau und Kind und eine Stelle bei einer Telefongesellschaft.

»*Du* wolltest, daß ich Anwältin werde«, hielt Ginger ihrer Mutter vor. »Ich nicht.«

Seltsamerweise bekam sie ihre erste Stelle nach der Ausbildung in einer kleinen Stadt im Osten von Washington, knapp dreißig Kilometer von ihrem Geburtsort Pomeroy entfernt. Sie wohnte dort bei Onkel und Tante. Sie machten sie mit einem attraktiven jungen Mann bekannt, der im Betrieb seines Vaters für Agrarbedarf arbeitete, und Ginger verliebte sich Hals über Kopf in ihn. Anderthalb Jahre waren die beiden unzertrennlich, doch er konnte sich offenbar nicht vorstellen, mit einer Polizistin verheiratet zu

sein. Ginger war am Boden zerstört, als er ein halbes Jahr später eine andere heiratete.

Ihre zweite Anstellung bekam sie im Westen von Washington. Von dort aus konnte sie über die Wochenenden nach Hause fahren. Fünfjahre lang arbeitete sie hart, lernte viel und wurde schließlich zum Detective befördert. Ab und zu hatte sie eine Verabredung, doch es entwickelte sich nie etwas Ernsthaftes daraus.

Als die Stelle auf Seward Island ausgeschrieben wurde, traf ihre Bewerbung als erste ein. Sie hatte immer vorgehabt, eines Tages zurückzukehren. Außer ihr bewarben sich sechzehn Männer für den Posten, die allesamt erfahrener waren und teilweise schon höhere Positionen innegehabt hatten. Doch Ginger zweifelte keine Sekunde daran, daß sie die Stelle bekommen würde; nicht, weil sie schlauer oder findiger war als die anderen, sondern weil sie über einen großen Trumpf verfügte – sie war dort aufgewachsen, und sie wußte mehr über die Insel und ihre Bewohner als die anderen sechzehn Bewerber zusammen.

Deshalb war ihr auch Minuten nach ihrem Eintreffen am Madrona Point klar, daß der Fund, den Tom und Billy Hildress in dem blauen Container gemacht hatten, ihre Heimat zerstören würde.

KAPITEL 4

Seward Island schimmerte auf der samtig blauen Fläche des Puget Sound wie ein kostbarer Diamant.

Die Insel war Ende des 18. Jahrhunderts von Commodore Nathaniel Seward entdeckt worden, den es im Gefolge von George Vancouver in diese Ecke der Welt verschlagen hatte. Er war von der Schönheit des Eilands so entzückt, daß er sofort an Land ging, sein Schiff zurück nach Portsmouth schickte und bis ins hohe Alter auf der Insel lebte.

Seward Island stand den tropischen Paradiesen, die der Commodore auf seinen Reisen gesehen hatte, in nichts nach. Überall boten sich dem Auge des Betrachters immergrüne Hügel, üppig mit Gras und Klee bewachsene Täler und eine atemberaubende Aussicht auf die zerklüfteten Olympic Mountains im Westen, die sanften Cascades im Osten, den harschen Mount Baker im Norden und den gen Himmel strebenden Mount Rainier im Süden. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden jedoch viele Nachfahren des abgeschiedenen, wenngleich idyllischen Insellebens überdrüssig, verkauften ihr Land und zogen fort.

Engländer aus den Fabriken von Manchester und den Minen von Newcastle versuchten hier einen Neuanfang. Norweger, die sich auf Fischerei und Schiffbau verstanden, kamen zuhauf. Deutsche verließen aus Angst vor den drohenden Kriegen ihre Höfe in Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein und siedelten sich auf Seward Island an. Und Iren, die zu Hause einer schlimmen Hungersnot entkommen waren, wollten sich hier eine neue Existenz aufbauen.

Warme Sonne im Sommer. milder Regen im Winter und fruchtbare Erde verwöhnten die Pflanzen. Blumen blühten üppig, und Obst und Gemüse gedieh bestens. Man holte sich Hühner vom Festland, so daß auf den Märkten frische Eier verkauft werden konnten. Auf den Wiesen im Cedar Valley grasten Pferde, und Kuhherden trotteten über die Hänge am Eagle Rock. Die Netze waren voll von Lachsen, die Strände mit Muscheln übersät, und es gab Krebse im Überfluß. Die Siedler gründeten Gewerbe, um mit allem versorgt zu sein, und eine kleine Werft entstand.

Schließlich wurde Seward zur eigenständigen Gemeinde und zur Hauptstadt von Puget County erklärt, einer Reihe kleiner Inseln, die man zusammengefaßt hatte. Die Anwohner wählten einen Bürgermeister und einen Stadtrat. Kurz darauf wurden Steuern erhoben, die Straßen gepflastert und Stromkabel gelegt. Man gründete Polizei und Feuerwehr, baute ein Krankenhaus und ermunterte kleine Industriebetriebe, sich dort niederzulassen.

Dennoch konnte sich die Insel im Nordwestpazifik ihren ländlichen Charme bewahren, weil sie nur auf dem Wasserweg zu erreichen war. Im Yachthafen an der Südseite von Grill Harbor lagen bis zu hundertfünfzig Schiffe, und einmal am Tag kam die Fähre.

Im letzten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts wohnten in diesem friedlichen Paradies zwölftausend Menschen. und die Stadt oberhalb des Hafens wurde liebevoll in der Gestalt erhalten, in der sie der Commodore lind seine Nachfahren einst erbaut hatten.

Ein Drittel der Inselbewohner pendelte täglich mit der Fähre nach Seattle, und am Wochenende kamen die Touristen. Der Andrang war nicht ganz so heftig wie auf den benachbarten Inseln Bainbridge und Whidbey, doch die malerischen Läden auf der Commodore Street, die bezaubernden Tearooms am Seward Way, die kleinen

Geschäfte, in denen man einheimische Marmeladen, Gelees und Limonenpaste erstehen konnte, und die Winzergenossenschaft hatten gute Einkünfte.

»Willkommen auf Seward Island« stand auf dem Holzschild, das die Besucher als erstes erblickten, wenn sie vom Schiff kamen. »Schön für einen Abstecher – ideal für Familien«.

Die Lokalzeitung hatte einmal angemerkt, daß mit diesem Spruch alles Wesentliche über die Insel gesagt sei. Man hatte hier die sauberste Luft der Region, eine der niedrigsten Verbrechensraten des gesamten Landes und eine Bevölkerung, die zu dreiundneunzig Prozent angelsächsischer, keltischer, deutscher und skandinavischer Herkunft war und sich nur zu sieben Prozent aus anderen Europäern, einer Handvoll Orientalen und einer kleinen Gruppe Asiaten zusammensetzte.

Ruben Martinez, der Polizeichef, fiel deshalb eindeutig aus dem Rahmen. Als zwei Monate altes Baby war er über die mexikanische Grenze geschmuggelt worden, dann schleiften ihn seine Eltern, die sich als Lohnarbeiter auf Farmen verdingten, quer durch Kalifornien, bis er schließlich mit zwölf zu einem Onkel nach Los Angeles geschickt wurde. Ruben hatte Glück, daß er seine Kindheit und Jugend überlebte. Er war vertraut mit Hunger und Entbehrungen aller Art.

Sein eiserner Wille und der Glaube daran, daß seine Eltern nicht wollten, daß er ein so erbärmliches Leben führte wie sie, ließen ihn den Barrios entkommen. Er besuchte die Polizeiakademie in Los Angeles und machte kraft seines scharfen Verstandes, seiner präzisen Auffassungsgabe und seiner Erfahrung mit dem Leben auf der Straße den drittbesten Abschluß seines Jahrgangs.

Ruben wollte in Südkalifornien bleiben und mit den Gangs aus dem Barrio arbeiten, die er so genau kannte,

doch eine verirrte Kugel, die zu nahe bei seiner Wirbelsäule steckenblieb, machte seinem Einsatz auf der Straße ein Ende.

»Sie spielen Russisches Roulette, Sergeant«, teilte ihm der Arzt ohne Umschweife mit. »Wenn wir die Kugel nicht antasten, werden Sie Schmerzen haben und in Ihrer Bewegungsfähigkeit eingeschränkt sein. Wenn wir versuchen, sie zu entfernen, stehen die Chancen fünfzig zu fünfzig, daß Sie querschnittsgelähmt sind.«

Die Kugel blieb unberührt. Ruben bekam ein Stützkorsett und Schmerzmittel, die ihn benommen machten. Nach einer Woche spülte er die Pillen ins Klo.

Eine Zeitlang arbeitete er im Büro, aber seinem Rücken bekam das lange Sitzen nicht, und er wurde rastlos. Er zog in eine kleine kalifornische Stadt, wo es geruhsamer zuging. Danach sammelte er in anderen kleinen Städten Erfahrung und bildete sich weiter. Er heiratete. Seine Frau gebar ihm eine Tochter, bevor sie starb. Danach suchte er die Städte eher nach Lebensqualität und dem Ruf der Schulen aus denn nach der Größe des Polizeiapparats.

Ruben Martinez gelangte auf Umwegen nach Seward Island, doch er brachte erstklassige Referenzen mit und galt als ehrlich und tüchtig. Der Bürgermeister und der Stadtrat waren fast einhellig der Meinung, daß sie keinen besseren Polizeichef hätten finden können.

»Seine Laufbahn ist mustergültig«, sagte einer.

»Schon fast zu perfekt«, stimmte ein anderer zu.

»Er wird Eindruck machen«, meinte ein Dritter.

»Aber er ist keiner von uns«, wandte ein Vierter ein.

»Er ist genau der Richtige«, verkündete Albert Hoch, der wohlbeleibte, birnenförmige Bürgermeister.

Man stellte Ruben ein adrettes Holzhäuschen am Stadtrand zur Verfügung, von dem aus das Polizeirevier

und die Seward-High-School, die seine Tochter seit zwei Jahren besuchte, leicht zu erreichen waren.

Die fünfzehnjährige Stacey Martinez stand im Mittelpunkt von Rubens Leben – ein zartes Mädchen, das von seiner Mutter das helle Haar und die feinen Gesichtszüge und von seinem Vater die olivbraune Haut und die dunklen Augen geerbt hatte. Er hatte allein für sie gesorgt, bis sie zehn wurde; danach hatte sie angefangen, für ihn zu sorgen. Ihre Lebensform war vermutlich der Grund dafür, warum er nie wieder geheiratet hatte. Er sah Stacey und sich als Team, sie brauchten niemand anderen.

Er wußte natürlich, daß dieser Zustand nicht ewig anhalten konnte. Nicht mehr lange, dann würde sie ihn verlassen, und er würde seine Situation überdenken müssen. Doch darüber wollte er sich nicht vorzeitig den Kopf zerbrechen.

In seinen drei Jahren als Polizeichef auf Seward Island hatte Ruben es mit diversen Fällen von Sachbeschädigung, einer beunruhigenden Zunahme von Drogenkriminalität, ab und zu einem Fall von Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses, mehreren Einbrüchen, einem bewaffneten Raubüberfall, zwei Vergewaltigungen und drei Unfällen mit Todesfolge zu tun gehabt. Niemand konnte sich erinnern, daß es je einen Mord auf der Insel gegeben hätte.

Ruben mußte zwar offiziell immer erreichbar sein, doch meist arbeitete er Montag bis Freitag, blieb samstags in Rufweite für Notfälle und verbrachte seine Sonntage ungestört mit Stacey. Deshalb war er ziemlich überrascht, als am zweiten Sonntag im Oktober um Viertel vor acht das Telefon klingelte und Detective Ginger Earley sich meldete.

»Tut mir leid, daß ich in deinen Sonntag platzen muß«, sagte sie. Ihre Stimme klang merkwürdig gepreßt. »Aber

ich bin am Madrona Point, und ich denke, du solltest sofort herkommen.«

Sie wirkte so angespannt, daß Ruben sogar auf die Dusche verzichtete. Er zog sich an, trank drei Schluck Orangensaft aus einem Glas, das Stacey ihm eingegossen hatte, und stürzte zur Garage.

Eine Viertelstunde später hielt er mit seinem Dienstwagen. einem schwarzen Blazer, neben Gingers Streifenwagen auf dem Parkplatz am Madrona Point.

»Was ist los?« fragte er, als er ausstieg.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte die Achtundzwanzigjährige, die in neun Jahren Polizeiarbeit einige Leichen in gräßlichem Zustand zu Gesicht bekommen hatte, mit einem Schaudern. »Es ist grauenhaft, sage ich dir.«

Ihr sonst rosiges, sommersprossiges Gesicht hatte einen grünlichen Farbton angenommen, der Ruben aus seinen Einsätzen in Los Angeles wohlvertraut war. Sie geleitete ihn zu dem Container und ging vor ihm die Treppe hinauf. Es war inzwischen hell geworden, und es gab keinen Zweifel mehr daran, was dort auf dem blutdurchtränkten Teppich lag. Ruben näherte sich der Leiche und bückte sich, um sie genauer zu betrachten.

Er schätzte, daß sie etwa zwölf Einstiche aufwies. Er sah sich die Farbe des Bluts an, berührte es dann mit dem kleinen Finger, um zu testen, wie trocken es war. Der bläuliche Ton der Haut war angesichts des warmen Wetters wohl eher auf den Blutverlust als auf Unterkühlung zurückzuführen. Schließlich hob er einen Arm der Leiche an, um festzustellen, wie weit die Totenstarre fortgeschritten war. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß das Mädchen seit mindestens sechs Stunden tot war.

»Hast du sie angefaßt?« fragte er seine Kollegin.

gewesen. Sie hatte ihm keine andere Wahl gelassen. Warum verstand sie das nicht? Warum ließ sie ihn nicht in Ruhe?

Er preßte die Hände an die Schläfen. Der Schmerz sollte weichen, sie sollte verschwinden. Doch sie blieb. *Was glaubst du, wie lange ich das noch aushalten kann?* schrie er sie stumm an.

Es spielte keine Rolle mehr, ob er schlief oder wach war; sie tauchte immer auf, verhöhnte ihn, reizte ihn, machte ihm das Leben zur Hölle. Er konnte nicht mehr verdrängen, sie nicht mehr vergessen, sein Verstand konnte ihn nicht mehr vor ihr schützen.

Er konnte den Gedanken nicht ertragen, so weiterzuleben, allein mit sich. Er sehnte sich nach einem anderen Menschen, der ihn trösten, der ihn nicht verurteilen, der ihm vergeben würde, auch ohne zu verstehen. Es konnte nur jemand sein, der ihm blind vertraute und ihn bedingungslos liebte. Nur ein solcher Mensch würde die Arme um ihn legen, ihn halten und den Schmerz verscheuchen können.

Er stand auf und stolperte blind zur Tür, riß sie auf, zu gepeinigt, um Lärm zu vermeiden. Einen Moment lang blieb er stehen und blinzelte ins helle Licht. Dann stolperte er den Flur entlang, zu der Tür gegenüber dem rosa-gelben Zimmer, in dem er früher immer Trost gefunden hatte.

Mit namenlosem Entsetzen blickte Mary Breckenridge ihm nach.

Danksagung

Zu großem Dank verpflichtet bin ich Howard Schage. Sally Sondheim. Susan Klein, Joyce Valentine. Betta Ferrendelli und Linda Stenn – meinen Freunden, die mich fördern und unterstützen. Denn nur von Freunden möchte man die Wahrheit erfahren. Ferner danke ich Fredy-Jo Grafman, Mona Kunen und Kasey Todd Ingram für ihre präzise Recherche und ihre Bereitschaft, am Entstehen des Buches teilzunehmen.

Herzlichen Dank auch an Chief of Police John Sutton und die Detectives Loretta Faust und Steve Cain vom Bainbridge Island Police Department für ihre Geduld. ihre Klugheit und ihre Fröhlichkeit. Ich hoffe, daß ich alles richtig wiedergegeben habe.

Becky Fox Marshall Herausgeberin des Central Kitsap Reporter, bin ich sehr dankbar. weil sie mich an ihren Erfahrungen und Erkenntnissen teilhaben ließ.

Schließlich möchte ich mich bedanken bei den DNA-Spezialisten des Washington State Crime Laboratory und den netten Menschen im Kitsap County Prosecutor's Office, die sich die Zeit genommen haben, alle meine Fragen zu beantworten, auch wenn sie noch so dumm waren. Ohne Euer aller Unterstützung wäre dieses Buch nie entstanden.

Neugierig auf mehr?

Ein weiterer Titel wartet bereits auf Sie:
SCHULDLOS SCHULDIG von Susan Sloan

New York, Weihnachten 1962: Die junge Karen findet nach einer Party kein Taxi und nimmt das Angebot eines charmanten Harvard-Studenten an, sie nach Hause zu begleiten. Doch mitten im finsternen Central Park fällt Bob über sie her: Er vergewaltigt Karen, er schlägt sie halbtot und lässt sein Opfer dann im Schnee liegen. Nur durch ein Wunder überlebt die schwer traumatisierte Frau ... und niemand will ihr Glauben schenken. – Fast dreißig Jahre später sieht Karen ihren Peiniger wieder, denn sein Gesicht begegnet ihr plötzlich überall: Bob Willmont hat politische Karriere gemacht und kandidiert nun für das Weiße Haus. Karen hat die schreckliche Nacht ihr ganzes Leben lang verdrängt. Doch jetzt kann sie nicht länger schweigen. Als ihr wieder niemand glauben will, beginnt Karen zu kämpfen – gegen alle Widerstände!

Über die Autorin:

Susan Sloan wurde in New York geboren und lebt heute im Nordwesten der USA, auf einer kleinen Insel vor Seattle. Neben ihrer Karriere als Romanautorin kümmert sich Susan Sloan in ihrer Freizeit um in Stich gelassene Haustiere. Ihre Spannungstitel wurden in mehrere Sprachen übersetzt und feierten weltweit Erfolge.

Susan Sloan veröffentlichte bei dotbooks bereits ihre Romane »Schuldlos schuldig«, »Was keiner wissen konnte« und »Denn alle Sicherheit ist trügerisch«